

# Die Zukunft der städtischen Gemeinde

## Perspektiven für die Kirche<sup>1</sup>

Wie kann sich die Kirche gerade in der Stadt künftig so organisieren, dass ihre Strukturen die Kommunikation des Evangeliums bestmöglich unterstützen? Der Beitrag nähert sich dieser Frage in unterschiedlichen Perspektiven. Er nimmt die gegenwärtig dominante Form der Ortsgemeinde in ihrer historischen Entwicklung wahr und untersucht die Strukturen der nichtparochialen Formen kirchlicher Arbeit. Theologische Überlegungen stecken den Rahmen ab, innerhalb dessen das Modell der „kirchlichen Orte“ vorgestellt wird, das Kirche angesichts der spätmodernen Herausforderungen besonders in der Stadt neu denkt.

*How can the Church structures, especially in cities, be organised in the future in a way to support the communication of the Gospel at best possible? The contribution approaches the subject from different perspectives. It observes the dominant form of local parishes in their historical development, and enquires the structures of non-parochial forms of ecclesiastical work. Theological reflections mark the frame in which the pattern of "Church Venues" is being presented, which offers an up-to-date rethinking concerning Church in view of last modern challenges, especially in cities.*

### 1. Zur Gestalt der Kirche (nicht nur) in der Stadt – Die Ortsgemeinde

Die Organisationsformen der Kirche in der Stadt unterscheiden sich nicht prinzipiell von denen in ländlichen oder kleinstädtischen Regionen, faktisch gibt es aber in der Großstadt durchaus eine andere Gestalt von Kirche als auf dem Land. In der Stadt tritt die eigentümliche Situation der kirchlichen Sozialformen, die es so nur in Deutschland gibt, wohl besonders deutlich hervor: Einerseits gibt es eine Vielfalt kirchlicher Organisationsformen und andererseits ist eine Form deutlich dominant: die Ortsgemeinde. Diese als historische Größe zu verstehen, ist eine wichtige Voraussetzung für Überlegungen zur Zukunft der Kirche. Ihre Entwicklung ist gleich in mehrfacher Hinsicht eng mit dem Stadt-Land-Thema verwoben.

---

<sup>1</sup> Für den Druck überarbeiteter Vortrag, gehalten im Rahmen der Tagung „Zwischen Babylon und Jerusalem. Die Kirche als Faktor der Stadtentwicklung“, 11. September 2015 in Hamburg.

## 1.1 Das (vormoderne) Territorialprinzip

Die Konstitutionslogik, also das Zustandekommen der Ortsgemeinde, ist das territoriale Prinzip, verbunden mit einer Zuweisung: Menschen einer bestimmten Konfession werden über ihren ersten Wohnsitz automatisch einer Gemeinde zugewiesen, deren Mitglied sie dann sind, wenn sie nicht explizit widersprechen – also sich umgemeinden lassen. Dies ist weltweit betrachtet eine Ausnahme, nicht biblisch begründet und theologisch keineswegs zwingend. Diese Form entwickelte sich im Frühmittelalter allmählich, seitdem im 4. Jahrhundert das Christentum zur „Reichskirche“ geworden war.<sup>2</sup> Die Kirche lehnte sich damals an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an und machte damit ihren hegemonialen Anspruch auf die Bevölkerung deutlich. Wichtig waren dann der Pfarrzwang ab dem 9. Jahrhundert und die Pflicht, den Zehnten an die Kirche abzuliefern: Um die Gläubigen einerseits zu kontrollieren, ob sie zum Abendmahl gingen und ihre Kinder taufen ließen, und andererseits sicherzustellen, dass ihr Geld dahin floss, wohin es fließen sollte, wurde das territoriale Zuweisungsprinzip vor allem auf dem Land endgültig durchgesetzt. In den Städten hingegen lebten die Priester noch wesentlich länger in Gemeinschaft zusammen und waren für unterschiedliche Kirchen zuständig, betrachteten diese aber nicht als ihre Gemeinden. Die städtischen Orden machten den Ortsgemeinden zudem Konkurrenz, als sie predigen und die Sakramente austeilen durften – und anders als die Ortsgemeinden nahmen sie dafür keine Gebühren.

## 1.2 Der (frühmoderne) Neuentwurf der Ortsgemeinde

Mit der beginnenden Moderne im 19. Jahrhundert setzte eine Landflucht großen Ausmaßes in die Städte ein, die den Charakter der Ortsgemeinde und auch deren Aufgaben völlig veränderte. Die Gemeinden wurden riesig, hier in Hamburg umfassten sie bis zu 70 000 Gemeindeglieder. Der Gottesdienstbesuch sank stark ab, in den Großstädten bis auf 1,5 Prozent der Gemeindeglieder. Allerdings sah es gerade in Norddeutschland auf dem Land nicht anders aus: Eine Erhebung von 1863 in Preetz kommt zu einem Gottesdienstbesuch von 2 Prozent der evangelischen Kirchenmitglieder. In der Stadt gingen aber noch stärker die soziale Kontrolle und der Einfluss von Sitte und Brauchtum deutlich zurück.

Es wurde deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Gemeinde braucht, um Menschen zu erreichen.<sup>3</sup> Die Gemeindebewegung Ende des 19. Jahrhunderts entwarf die Gemeinde für die Moderne daher neu. Das Parochialprinzip

<sup>2</sup> Zur historischen Entwicklung vgl. Pohl-Patalong 2003, 64ff.

<sup>3</sup> Vgl. ebd., 97ff.

wurde beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein Verwaltungsbezirk in Sachen Religion, sondern wurde als ein „Hort christlicher Liebe“ verstanden, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Emil Sulze (1832–1914), der „Vater“ der heutigen Ortsgemeinde, entwarf die „überschaubare Gemeinde“, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Damit wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Die heutige „Kerngemeinde“ entstand. Dieses Gemeindemodell ist insofern ein typisch städtisches Modell, als es auf einer grundlegenden Kritik an der modernen Gesellschaft der Stadt beruht und die verlorengegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren soll.

Trotz Kritik<sup>4</sup> setzte sich der Entwurf von Gemeinde weitgehend durch – zumindest als Modell, denn faktisch erfüllte immer nur eine Minderheit die hier intendierte Form kirchlicher Beteiligung.

### 1.3 (Spätmoderne) Chancen und Schwierigkeiten der Ortsgemeinde

Bereits in der Gemeindebewegung konnte die Parochie entgegen ihrem Selbstanspruch nicht alle Kirchenmitglieder erreichen. Die Mehrheit verstand die Parochie weiterhin in der Logik religiöser Zuständigkeit und nutzte sie bei Bedarf – wenn das Kind getauft werden sollte oder die Eltern bestattet, wenn Weihnachten war, die Kinder konfirmiert werden sollten oder man Seelsorge suchte. Dies hat sich bis heute so fortgesetzt, wie alle empirischen Untersuchungen belegen und auch die neueste EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung noch einmal bestätigt. Die aktuelle Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts zur Situation der Ortsgemeinde resümiert hierzu: „Gemeinschaft in

4 Kritisiert wurde beispielsweise ein Fehlverständnis von christlicher Gemeinschaft: Sulze verwechselte die im Glauben erlebte Gemeinschaft mit allen Christen mit der Gemeinschaft einer zufällig zusammengesetzten Parochie. Die geselligen Abende stießen nicht auf allgemeine Zustimmung, weil sie den Aufgaben der Kirche nicht entsprächen: „Kaffee- und Teegesellschaften, Deklamationen und Gesangsvorträge, Lichtbildervorträge, turnerische Darbietungen, Reigen, Theateraufführungen, und wer weiß, was alles, zu veranstalten, dazu ist die Kirchengemeinde nicht da.“ Vgl. Bülck 1926, 36. Zudem berge der Ansatz Sulzes die Gefahr, dass das Leben einer Kirchengemeinde nach der Zahl seiner Veranstaltungen beurteilt werde und sich die Aufgaben der oder des Geistlichen immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annäherten, sodass sie oder er zum „Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß“, (ebd.) werde.

und engere Bindungen an die Kirchengemeinde suchen spezielle Gruppen, die sich auch in der Kirchengemeinde engagieren und sich besonders stark identifizieren. Für die große Masse der Kirchenmitglieder spielt diese Dimension keine Rolle. Sie beteiligen sich freundlich distanziert an der Kirchengemeinde, nutzen vor allem kasuelle und andere Angebote.<sup>5</sup>

Aber auch das Territorialprinzip ist nicht unhinterfragt. Die vormoderne Verschmelzung von Kirche und Sozialraum aufgrund der flächendeckenden territorialen Orientierung hat zu einer engen, auch emotionalen Verbindung von Kirche und (Wohn-)Ort geführt. Dies hatte und hat noch Stärken, in der Einseitigkeit jedoch auch markante Schwächen: Bevölkerungsgruppen und Biografien, die sich nicht auf Dauer mit einem bestimmten Ort verbinden und über diesen ihre Bezüge entwickeln, werden von dieser Organisationsform kaum erreicht und bekommen rasch den Eindruck, dass Kirche für sie nicht attraktiv ist. Setzt die Parochie auf eine langfristige Bindung an einen Wohnort, wird dieser gegenwärtig häufiger gewechselt. Dies gilt aber auch für eine innere Relativität des Wohnortes: In der Spätmoderne sind Wohnen, Arbeit und Freizeit für viele Menschen deutlich weiter auseinandergetreten, und der Wohnort hat einen sehr unterschiedlichen Stellenwert im Bewusstsein von Menschen, auch und gerade für die emotionalen und sozialen Bindungen.

Die Rolle des Wohnortes steht dabei auch in Beziehung zu der jeweiligen Milieu- bzw. Lebensstilzugehörigkeit. Die IV. EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat besonders deutlich gezeigt, dass vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen bzw. Milieus besonders kirchen- bzw. gemeindenah sind, für die der Wohnort besonders wichtig ist.<sup>6</sup> Dies gilt vorrangig für die beiden ältesten Milieus; die jüngeren und mobileren Gruppen, für die der Wohnort eine geringere Bedeutung hat, haben durchschnittlich eine deutliche schwächere Bindung an die Kirche. Aber auch die sozial schwächsten Bevölkerungsgruppen werden von der Ortsgemeinde nicht angezogen. Eine dominant ortsgemeindlich ausgerichtete Kirche erreicht damit bestimmte Menschen und Bevölkerungsgruppen mit einer deutlich höheren Wahrscheinlichkeit als andere. Diese wieder prägen den Charakter von Gemeinden, sodass sich andere Milieus häufig fremd fühlen. Dies dürfte ein Grund sein, warum sozial schwächere Menschen trotz ihrer geringeren Mobilität wenig in Ortsgemeinden anzutreffen sind. In der Studie des sozialwissenschaftlichen Instituts spiegelt sich dies in der Zusammensetzung der Kirchengemeinderäte, von denen man annehmen darf, dass sie die Atmosphäre in der Ortsgemeinde nicht unwesentlich prägen: Sie haben überdurchschnittlich hohe Bildungsabschlüsse (und in der Stadt noch höher als auch dem Land), hören überdurchschnittlich gerne klassische Musik und klassische Kirchenmusik, die Quote der Erwerbs-

5 Rebenstorf/Ahrens/Wegner 2015, 31.

6 Vgl. Huber et al. 2006, 212–236.

losigkeit ist sehr gering und 18–34-Jährige sind nur in geringen Zahlen (4,3 Prozent) vertreten.<sup>7</sup>

Weiter wählen Menschen heute und gerade in der Stadt ihre religiösen Bezüge faktisch selbstbestimmter, als dies die Ortsgemeinde vorsieht. Nach Einschätzung von 88 Prozent der Kirchenältesten erreichen die Angebote zahlreiche Menschen, die nicht in der Gemeinde wohnen, vor allem aus den Nachbargemeinden (63 Prozent sagen dies, in Großstädten sogar 69 Prozent), aber auch aus der Region (59 Prozent) und darüber hinaus (22 Prozent). Hier ist sehr deutlich: Je größer der Ort, desto stärker ist die kirchliche Beteiligung außerhalb der eigenen Gemeinde.

Das Zuweisungsprinzip der Ortsgemeinde führt gelegentlich dazu, dass die Menschen, die in dem Gemeindebezirk wohnen, als die „eigenen“ Gemeindeglieder angesehen werden, die eigentlich dort ihre kirchliche Heimat finden sollten. Es kommt dann zu Konkurrenzen zwischen Gemeinden und zu Spannungen zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern, was dem Selbstverständnis, der inhaltlichen Arbeit und dem Bild der Kirche schadet.

Als Reaktion auf diese Schwierigkeiten haben besonders in der Stadt mittlerweile viele Ortsgemeinden Schwerpunkte gesetzt und Profile entwickelt, auch hier in der Stadt stärker als auf dem Land. Dennoch zeigt das Kirchengemeindebarometer, dass zumindest diejenigen, die die Gemeinde leiten, die traditionellen Angebote favorisieren. Als die drei wichtigsten Arbeitsgebiete werden der Konfirmandenunterricht, der Gottesdienst und die Arbeit mit Kindern angesehen. Zumindest den Kirchengemeinderäten ist die Stärkung des Zusammenhaltes in der Gemeinde sehr viel wichtiger (71 Prozent sehr wichtig, 26 Prozent eher wichtig) als konkurrenzfähige Angebote zu gestalten (14 Prozent sehr wichtig, 36 Prozent eher wichtig und damit fast am unwichtigsten von allen Antwortmöglichkeiten) und kulturelle Aktivitäten (16 Prozent bzw. 41 Prozent). Die Studie kommt an dieser Stelle zu dem Schluss: „Das Kirchengemeindebarometer des SI kann an dieser Stelle deutliche Tendenzen zu einer gewissen Selbstzufriedenheit in den Kirchengemeinden nachweisen. Nur relativ wenige Kirchengemeinden wagen Schritte in neue innovative Arbeitsbereiche.“<sup>8</sup>

Dennoch: Regionalisierungen und Fusionen ermöglichen es, dass nicht jede Gemeinde alles machen muss und möchte, sondern es werden Absprachen getroffen, welche Gemeinde in welchen Arbeitsfeldern vorrangig tätig ist. Diese Entwicklung geschieht innerhalb der Gestalt der Ortsgemeinde, entspricht aber nicht mehr ihrer klassischen territorialen Orientierung und sprengt vor allem das Zuweisungsprinzip, es kombiniert sozusagen das Territorialprinzip mit anderen Prinzipien kirchlicher Organisation. Diesen sei nun der nächste Blick gewidmet.

7 Vgl. Rebenstorf/Ahrens/Wegner 2015, 31.

8 Ebd., 32.

## 2. Nichtparochiale Formen kirchlicher Arbeit

Faktisch gibt es längst diverse andere Organisations- und Sozialformen kirchlicher Arbeit – nicht nur in der Stadt, aber besonders im großstädtischen Kontext. Sie folgen unterschiedlichen Konstitutionsprinzipien, kommen also auf unterschiedliche Weise zustande und haben unterschiedliche Wurzeln. Es gibt keinen guten übergreifenden Begriff für diese Formen in ihrer Vielfalt, zum einen, weil sie so unterschiedlich sind, zum anderen aber auch, weil sie kirchlich und praktisch-theologisch meist in ihrem Gegenüber zur Gemeinde wahrgenommen werden. Sie werden „übergemeindliche Arbeitsformen“ genannt, was schwierig ist, weil viele von diesen theologisch als Gemeinde zu bezeichnen sind; sie werden als „Dienste und Werke“ bezeichnet, was eher technokratisch wirkt, manche gelten kirchenrechtlich als „Anstaltsgemeinden“, manche werden als „neue Formen von Gemeinde“ bezeichnet. Alle Bezeichnungen erfassen jedoch nur Teile der vielfältigen Sozialformen. Mangels einer positiven Begrifflichkeit fasse ich sie daher unter dem Begriff „nicht-parochial“ zusammen. Neben dem territorialen Prinzip der Parochie lassen sich vier weitere Konstitutionsprinzipien bestimmen, nach denen kirchliche Sozialformen faktisch zustande kommen: ein funktionales, ein personales, ein konfessionelles und ein biografisches Prinzip.<sup>9</sup>

### 2.1 Das biografische Prinzip

Ein erstes Konstitutionsprinzip ist das Zustandekommen aufgrund einer bestimmten Lebenslage oder -situation, was früher (und in manchen Kirchenordnungen noch heute) als „Anstaltsgemeinde“ bezeichnet wurde, in anderen Landeskirchen jedoch unter „Personalgemeinde“ fällt. Seine Wurzeln sind die sogenannten Sonderpfarrämter für Menschen, die von der Ortsgemeinde nicht erreicht werden können – Militärpfarrämter seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Preußen, Krankenhaus- und Gefängnisseelsorge seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Diese Form von Gemeinde entsteht aufgrund differenter biografischer Lebenssituationen von Menschen, wie ein Krankenhaus- oder Gefängnisaufenthalt, Kur oder Urlaub, Militär, Studium oder das Unterwegssein als Schaustellerin oder Schausteller. Nur teilweise werden diese als Gemeinden verstanden (am ehesten Studierendengemeinden, teilweise Krankenhaus-, Gefängnis- oder Schaustellergemeinden), häufig kommen diese Gruppen jedoch unter dem Stichwort „Seelsorge“ und damit als Handlungsfeld der Amtsträgerinnen und -träger in den Blick, was m.E. deutlich zu kritisieren ist,

---

<sup>9</sup> Die ersten drei Prinzipien sind entnommen aus Löwe 1999, 306–312, das vierte habe ich selbst hinzugefügt.

weil die Gemeinde und ihre Gemeindeglieder nicht als Subjekte in den Blick kommen.

In der Stadt sind die „biografischen Formen“ aufgrund der urbanen Infrastruktur besonders dicht: Universitäten, Krankenhäuser, Gefängnisse sind typisch städtisch (allerdings Urlaub und Kur wiederum nicht). Diese Formen sind jedoch kirchlicherseits weitgehend unhinterfragt, vermutlich nicht zuletzt deshalb, weil sie auf bestimmte biografische Situationen beschränkt sind und nur begrenzt eine Konkurrenz zur Ortsgemeinde darstellen. Aufgrund dieser Begrenzung dürften sie auch nicht entscheidend die Gestalt der Kirche verändern, sondern eine Form neben anderen bleiben.

## 2.2 Das personale Prinzip

Das personale Prinzip bedeutet, dass sich die Einzelnen für eine bestimmte Gemeinde entscheiden, der sie dann auf Dauer – bis auf Widerruf – angehören. Die Gemeindezugehörigkeit kann amtlich erfasst werden, wenn die Gemeinde als Personalgemeinde anerkannt ist oder eine Umgemeindung zu einer anderen Ortsgemeinde vorgenommen wird. Häufig spielt eine bestimmte Person – eine gute Predigerin oder ein charismatischer Pfarrer – eine wichtige Rolle für die Entscheidung.

Dies ist nun insofern ein typisch städtisches Phänomen, als zum einen die Dichte der Predigtstätten in der Stadt traditionell größer ist als auf dem Land und daher die Wege zur nächsten Gemeinde kürzer sind, zum anderen sich Kirche und Dorf häufig stärker miteinander identifizieren als Kirche und Stadtteil. Dies ist nicht neu – bereits im 18. und 19. Jahrhundert suchte sich das aufgeklärte Bürgertum seine Prediger lieber selbst, als dass sie sich einer Gemeinde zuordnen ließen. Bereits damals wurde dies von ortsgemeindlicher Seitescharf kritisiert. Personalgemeinden seien Zeichen eines „unbeschränkte[n] Individualismus“<sup>10</sup> in der Kirche und wiesen tyrannische Züge auf.<sup>11</sup> Die Unterschiedlichkeit der Menschen in der Ortsgemeinde erziehe zudem zu „Duldsamkeit und damit zum Fortschritt“, während die Personalgemeinde „der christlichen Liebe“ widerstreite.<sup>12</sup> Auch wenn dies so heute nicht mehr formuliert wird, ist die Konkurrenz zur Ortsgemeinde und in diesem Zusammenhang die Abwertung des personalen Prinzips auch heute noch virulent. So können Personalgemeinden oder „Publikumsgemeinden“ beispielsweise als

10 Sulze <sup>1</sup>1906, 172.

11 „Keine Gemeinschaft der Welt wird durch ärgere Tyrannei zusammengehalten, als eine solche Personalgemeinde; denn sie beruht eben auf einer ganz zufälligen Naturbegabung.“ Ebd., 107.

12 Ebd., 189.

„ausgesprochen pfarrer- und dienstleistungsorientiert“ bezeichnet und mit „wohlhabende[n] Touristen auf Sylt“ identifiziert werden.<sup>13</sup>

### 2.3 Das konfessionelle Prinzip

Für das Bekenntnisprinzip ist eine bestimmte Frömmigkeit bzw. theologische Einstellung entscheidend. Charismatisch ausgerichtete Gemeinden innerhalb der Landeskirchen sind ein typisches Beispiel dafür. Auch hier wählen Menschen ihre Zugehörigkeit persönlich. Dies kann rechtliche Konsequenzen haben, wenn sie sich umgemeinden lassen, diese sind aber nicht zwingend. Manchmal bilden auch Ortsgemeinden ein bestimmtes theologisches Profil aus, das dann Menschen anzieht, die nicht in ihrem Einzugsbereich leben, z. B. evangelikal geprägte Gemeinden. Aber auch reformierte Gemeinden in mehrheitlich lutherisch geprägten Gegenden beruhen auf dem konfessionellen Prinzip. Die von der anglikanischen Kirche inspirierten missionarisch orientierten „Fresh Expressions of Church“ sind möglicherweise ebenfalls dazuzurechnen, weil sie ein besonderes Frömmigkeitsprofil haben; sie können aber auch unter dem funktionalen Prinzip gefasst werden, weil sie vorrangig auf die Arbeit mit nichtreligiösen Menschen und damit auf eine bestimmte Zielgruppe ausgerichtet sind.

Diese Formen von Gemeinde scheinen mir heute angesichts der erhöhten Mobilität nicht mehr typisch städtisch oder ländlich zu sein, insofern manche Bekenntnisgemeinden einen Einzugsbereich von 50 Kilometern und mehr haben. Auch scheinen mir diese Formen wenig hinterfragt zu werden, möglicherweise weil die auf einer religiösen Orientierung beruhende subjektive Entscheidung ernster genommen wird als eine auf individuellen Vorlieben beruhende.

### 2.4 Das funktionale Prinzip

Das funktionale Prinzip werde ich ein wenig ausführlicher darstellen, weil es im Moment das produktivste ist und am stärksten die Kirche herausfordert. Es folgt einer inhaltlichen Logik: Die Teilnehmenden kommen aufgrund eines bestimmten Angebots zusammen, das häufig auf bestimmte Zielgruppen ausgerichtet ist. Das funktionale Prinzip besitzt in der Regel keine rechtliche Relevanz. In der Regel bedeutet dies eine Gemeindebildung auf Zeit, die einige Jahre umfassen kann, aber auch nur ein Wochenende.

<sup>13</sup> Karle 2010, 140.



Dies entspricht großen Teilen der sogenannten Dienste und Werke wie z. B. Akademien, Frauenwerke, Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt oder überregionale Jugendarbeit, von denen aufgrund der größeren Pluralität urbaner Räume ein höherer Prozentsatz in der Stadt angesiedelt ist. Eine typisch städtische Form des funktionalen Prinzips sind zudem die Citykirchen. Sie möchten das Christentum in städtischen Kontexten antreffbar machen und Menschen ansprechen, die von der Ortsgemeinde nicht erreicht werden, wobei sie auch andere Milieus im Blick haben. Die „Passantenkirche“ lädt kirchenferne Zeitgenossinnen und -genossen ein, an Veranstaltungen teilzunehmen, die das Leben in der Stadt spirituell grundieren möchten. Sie möchte Orte der Konzentration in der Pluralität der Stadt schaffen, dafür sind besonders Kirchenräume in ihrem Erlebniswert wichtig. Kirche schafft auch Räume, die zum Verweilen einladen, aber nicht vereinnahmen, und fördert öffentliche Diskurse.

Neben den Citykirchen, die es schon seit einigen Jahrzehnten gibt, haben sich in den letzten Jahren weitere Formen von Gemeinde entwickelt, die unter dem Stichwort „neue Formen von Gemeinde“ praktisch-theologisch wahrgenommen und diskutiert werden.<sup>14</sup> Diese sind insofern besonders interessant, als sie im Moment an verschiedenen Orten mit verschiedenen Ausrichtungen entstehen, nur teilweise zentral kirchlich gewollt und geplant, nicht selten von Initiativen „von unten“ ausgehend. Dies können Jugendkirchen sein, eine Gemeinde um die „Kirche der Stille“ wie in Hamburg-Altona, diakonische Gemeinden oder es bildet sich Gemeinde auf neuen Wegen wie in der Hamburger Hafencity. Sie sind unterschiedlich ausgerichtet und wenden sich an unterschiedliche Zielgruppen, sodass sie keine einheitliche Alternative zur Ortsgemeinde bilden, sondern zur Pluralität der kirchlichen Landschaft beitragen. Nicht einmal, ob sie als „Gemeinden“ zu bezeichnen sind, ist eindeutig – manche verstehen sich dezidiert als Gemeinde wie viele Jugendkirchen, andere sind mit dem Begriff zurückhaltend wie beispielsweise die Menschen, die sich in der „Kirche der Stille“ zusammenfinden.<sup>15</sup>

Wie bereits erwähnt, kombinieren aber auch zunehmend Ortsgemeinden das territoriale Prinzip mit dem funktionalen, wenn sie Profile ausbilden. Gemeinden entwickeln dann einen bestimmten Schwerpunkt, beispielsweise kirchenmusikalisch, sozial, jugendbezogen oder spirituell, und nehmen diesen stellvertretend für andere Gemeinden in einer Region besonders wahr. Dies bedeutet auch, dass Menschen ermutigt werden, an den Angeboten einer Gemeinde ihrer Wahl teilzunehmen, also Menschen mit kirchenmusikalischen Interessen von der einen Gemeinde angezogen werden und Jugendliche von einer anderen. Das territoriale Prinzip wird dabei sozusagen funktional rela-

---

14 Vgl. das Themenheft der Praktischen Theologie 1/2013 „Neue Formen von Gemeinde“ sowie Pohl-Patalong 2014.

15 Vgl. Nauck 2013, 17.

tiviert, vor allem aber wird das Zuweisungsprinzip aufgegeben und der Anspruch, alle in dem Bezirk wohnenden Kirchenmitglieder zu integrieren, nicht länger verfolgt.

Diese Entwicklungen reagieren auf die genannten Schwierigkeiten der Ortsgemeinde vor allem im urbanen Raum und beinhalten die Chance, mehr und andere Menschen anzusprechen als bisher. Sind sie aber auch theologisch legitim – ist diese Vielfalt von Gemeindeformen vertretbar?

### 3. Gemeinde(n) im Plural? Theologische Überlegungen

Die bisher vorgestellten Überlegungen haben bereits deutlich gemacht, dass die derzeitigen Formen von Gemeinde historisch gewachsen sind. Es gibt keinen theologischen Grund dafür, einer bestimmten Form von Gemeinde einen höheren theologischen Rang zuzusprechen als anderen. Blickt man auf der Suche nach Kriterien für die Gestalt von Gemeinde in der Bibel, wird rasch deutlich, dass sich dort kein einheitliches Bild von „Gemeinde“ findet. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich „Sympathisanten“ und „Sympathisantinnen“, die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten.<sup>16</sup> Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der „Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos“<sup>17</sup> geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln. Die Bibel unterstützt insofern eher eine Vielzahl von Gemeindeformen, als dass sie sie reglementiert. Die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind insofern nicht festgelegt oder gar sakrosankt, sondern eine menschliche Gestaltungsaufgabe – zwischen dem göttlichen Grund der Kirche und ihren organisatorischen Ausprägungen ist klar zu unterscheiden.<sup>18</sup>

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen theologisch betrachtet beliebig sind. Sie müssen sich theologisch daran messen lassen, ob sie dem grundlegenden Auftrag der Kirche entsprechen. Dieser scheint mir nach wie vor mit dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend be-

16 Vgl. Marksches 1997, 177.

17 Roloff 1993, 165.

18 Vgl. Hausschild/Pohl-Patalong 2013, 411 ff.

nannt.<sup>19</sup> Die Kirche hat die Aufgabe, mit den ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten die Botschaft zu kommunizieren, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen hineinnehmen möchte in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Es geht allerdings nicht darum, diese Botschaft auszurichten, sondern es geht darum, dass sie ankommt.<sup>20</sup> Dies hat Martin Luther besonders schön ausgedrückt: *„Denn ob Christus tausentmal für uns gegeben und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und tehlets aus und schencket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dys.“*<sup>21</sup> Nun lässt es sich selbstverständlich von außen nicht beurteilen, wo und wann das Evangelium bei wem „angekommen“ ist – Glaube ist immer ein Geschehen zwischen Gott und Mensch und daher theologisch unverfügbar. Er ist zudem ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen, die nicht einmal dem Subjekt selbst immer bewusst sind, geschweige denn, dass es sie immer zur Sprache bringen könnte. Gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen „Bekehrung“ als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten.

Gerade in dieser Unverfügbarkeit ist es dann für die Kirche zentral, dafür zu sorgen, dass es möglichst viele Wege gibt, auf denen das Evangelium kommuniziert wird und auf denen unterschiedliche Menschen potenziell angesprochen werden können. In der heutigen Vielfalt der Gesellschaft auf eine einzige oder eine primäre Sozialform zu setzen, die bestimmte Bevölkerungsgruppen deutlich mehr anspricht als andere, würde dem kirchlichen Auftrag, das Evangelium mit „aller Welt“ (Mt 28) zu kommunizieren, nicht gerecht. Gleichzeitig muss sich jede Organisationsform generell und jede konkrete Ausprägung an einem bestimmten Ort daran messen lassen, ob sie der Kommunikation des Evangeliums unter den gegebenen Umständen nach bestem Wissen und Gewissen bestmöglich dient oder ob andere Formen dem Auftrag eher entsprechen würden – egal ob auf dem Lande oder in der Stadt.

Damit dürfte deutlich sein: Eine sich gegenwärtig entwickelnde Vielfalt von Gemeindeformen ist nicht nur theologisch legitim, sondern dürfte dem kirchlichen Auftrag auch deutlich besser entsprechen als die Dominanz einer Sozialform. Die nach wie vor vorhandene faktische Vorordnung der Parochie gegenüber anderen Formen von Gemeinde erscheint gerade in der Stadt nicht begründet. Eine Möglichkeit wäre durchaus die Förderung der gemeindlichen Vielfalt – sie von unten wachsen zu lassen, aber auch kirchenleitend zu unterstützen.

19 Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Lange 1976, 9.11.13f. und passim).

20 Ausführlich zum Kommunikationsbegriff vgl. Hauschildt/Pohl-Patalong 2013, 411ff.

21 WA 18; 202,37 – 203, 2.

Allerdings ergibt sich dabei die Schwierigkeit, dass sich angesichts begrenzter Ressourcen die Dominanz der Ortsgemeinde kaum vermeiden lässt, denn sie setzt einerseits auf Flächendeckung, verträgt also keine Lücken im Netz und beruht andererseits seit der Gemeindebewegung auf persönlichem Kontakt, darf dafür also nicht zu groß werden. Wenn sich neue Gemeindeformen bilden sollen, muss dies jedoch angesichts der vermutlich nicht wachsenden finanziellen und personellen Möglichkeiten auf Kosten der Ortsgemeinde gehen. Insofern scheint es sinnvoll, auch nach anderen Wegen zu suchen, wie Kirche gerade in der Stadt ihrem Auftrag heute gerecht werden kann. Einen Versuch dazu möchte ich abschließend vorstellen: Im Zuge meiner Forschungen zum Gegenüber von parochialen und nichtparochialen Organisationsformen habe ich ein Modell entwickelt,<sup>22</sup> das zunächst weder spezifisch auf die Stadt noch auf das Land ausgerichtet war, jedoch sehr viel häufiger für den städtischen Bereich rezipiert wurde.

#### **4. „Kirchliche Orte“ – ein Modell für die Kirche der Zukunft**

Grundlegend in diesem Modell sind die kirchlichen Orte. Dies knüpft an die vormoderne Tradition kirchlicher Ortsbezogenheit an, möchte diese aber spätmodern in einer offenen Weise begreifen, die unterschiedlichen Gruppen Zugänge zur Kirche eröffnet. Kirchliche Orte sind alle Orte, an denen kirchliche Arbeit stattfindet, Gemeinden mit Kirche und Gemeindehaus, aber auch Diakonische Werke, Akademien, Frauenwerke etc. zählen dazu. Ich unterscheide dann in meinem Modell an jedem kirchlichen Ort zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Dies führt eine zunächst gedankliche Differenzierung ein, die hilfreich ist, um die Aufgaben der Kirche, mit denen sie ihren grundlegenden Auftrag der Kommunikation des Evangeliums umsetzt, genauer in den Blick zu bekommen.

##### **4.1 Vereinskirchlicher Bereich vor Ort**

Der „vereinskirchliche“ Bereich ist von Gemeinschaft und Geselligkeit geprägt. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich beispielsweise Seniorinnenkreise, Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Gruppen, die sich über religiöse Themen austauschen, oder Bibelkreise, die die Bibel in Gemeinschaft lesen und ihre Erkenntnisse einander mitteilen. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende „kleine Diakonie“ zu diesem Bereich, also Betreuung, nach-

<sup>22</sup> Vgl. dazu ausführlich Pohl-Patalong 2013, 212ff.

barschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen. Diesen Bereich nenne ich „vereinsähnlich“ oder „vereinskirchlich“, weil er in seiner Entstehung in der Gemeindebewegung angelehnt an die Struktur freier Vereine entwickelt wurde und auch heute Parallelen zu säkularen Vereinen aufweist. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die sich an der Kirche im Nahbereich orientieren und dort Gemeinschaft suchen. Hier können sich ein kirchliche Heimatgefühl und die Integration von Kirche in das Sozialleben entwickeln. Insofern bleibt die lokale Orientierung und die Verwobenheit von Kirche und gesellschaftlichem Sozialgefüge bestehen – für diejenigen, denen sie wichtig ist und die die Kommunikation des Evangeliums gerade auf diesen Wegen erfahren.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln und was dort geschieht, hängt von den konkreten Verhältnissen vor Ort und vor allem von dem, was Menschen dort wollen und brauchen, ab. Dieser Bereich wird nämlich von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit in der Gemeindebewegung, vor allem aber sprechen sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen“ ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Gleichzeitig zeigen soziologische Studien, dass das ehrenamtliche Engagement noch nie so groß war wie heute. Allerdings geht die Zahl der „klassischen“ kirchlichen Ehrenamtlichen, die den „Herrn Pastor“ unterstützen, den Kirchenkaffee kochen und den Gemeindebrief austragen, deutlich zurück, sodass seit einigen Jahren verstärkt nach dem „neuen Ehrenamt“ gefragt wird, dem diese Form von Kirchen entspricht.

Die Aufgabe der Hauptamtlichen in dem vereinskirchlichen Bereich ist es, die ehrenamtliche Arbeit professionell zu unterstützen. Dies müssen nicht Pastorinnen und Pastoren sein, sondern wäre auch ein sinnvolles Aufgabefeld für die gemeindepädagogischen Berufe. Sie leisten Hilfe beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises und vermitteln die Kompetenzen für die Leitung einer Gruppe oder eine Betreuungsaufgabe. Sie begleiten die Ehrenamtlichen aber auch auf Dauer und fördern sie, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Vor allem aber sind sie dafür da, gemeinsam mit den Ehrenamtlichen überhaupt erst herauszufinden, welche Begleitung welche Ehrenamtlichen eigentlich wollen und brauchen – im Findungsprozess über das persönlich passende Betätigungsfeld, in der Vermittlung der Fähigkeiten dafür, in der seelsorglichen und geistlichen Begleitung etc. So könnte beispielsweise einer oder einem Hauptamtlichen deutlich werden, dass um einen

kirchlichen Ort viele Menschen mit Trauerarbeit beschäftigt sind. Ihre bzw. seine Aufgabe wäre es dann nicht, ein fertiges Angebot für die Menschen zu konzipieren, sondern mit ihnen zusammen herauszufinden, welche Form von Angebot sie benötigen (eine feste Gruppe? Eine Gottesdienstreihe? Eine Reise? Ein Trauercafé?) und wer Lust hätte, dies zu leiten und sich entsprechend dafür fortzubilden.

Selbstverständlich stellt dieser Zugang zum kirchlichen Handeln für die jetzt kirchlich Engagierten eine erhebliche Veränderung dar, wenn sie sich nicht mehr auf die „Versorgung“ durch den Pastor oder auch nur die guten Ideen der Pastorin verlassen können. Dies ist einer der Gründe, warum ich für einen langsamen und allmählichen Übergang plädiere, der heute mit der Ausrichtung beginnt, aber in zehn oder fünfzehn Jahren noch nicht abgeschlossen sein muss. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was gewonnen wird, wenn Kirche von vielen aktiv gestaltet wird.

## 4.2 Differenzierte Aufgabenbereiche für die Region

Neben dem an Geselligkeit und Gemeinschaft orientierten vereinskirchlichen Leben schlage ich vor, dass es an jedem kirchlichen Ort einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit gibt, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Der entscheidende Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt darin, dass er nicht auf der Basis der Initiative Ehrenamtlicher zustande kommt, sondern aufgrund der kirchenleitenden Überzeugung, dass diese Arbeit ein sinnvoller Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums an diesem Ort ist. Anders als der vereinskirchliche hat dieser zweite Bereich zudem einen größeren Horizont und erfüllt bestimmte Aufgaben stellvertretend für eine Region. Dies bedeutet ein arbeitsteiliges Verständnis von Gemeinde, die nicht alles in sich abbildet, was Kirche ausmacht, sondern sich als Teil der Kirche Jesu Christi auf bestimmte Wege der Kommunikation des Evangeliums konzentriert. Diese Arbeitsbereiche werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, je nach Anforderungen und Möglichkeiten, gemeinsam gestaltet.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher übergemeindlich wahrgenommen wurden wie beispielsweise diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge oder gesellschaftspolitische Aufgaben. Es zählen jedoch auch Bereiche dazu, die bislang vor allem in der Ortsgemeinde angeboten werden, jedoch unter einer Überlastung der Hauptamtlichen bei zurückgehenden Mitteln leiden, teilweise auch unter einer kleinen Gemeindegliederzahl wie Kinder- und Jugendarbeit, Arbeit mit jungen Erwachsenen, Arbeit mit Familien, Single-

arbeit, Frauen- und Männerarbeit. Weitere Bereiche – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sind Erwachsenenbildung, Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog. Dabei sollte jeder kirchliche Ort immer mehr als einen Aufgabenbereich abdecken, damit sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche nicht gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind – also beispielsweise Jugendarbeit, Kirchenmusik und diakonische Arbeit an einem Ort oder Frauenarbeit, Singlearbeit, Meditation und interreligiöser Dialog an einem anderen Ort.

Damit sind an einem kirchlichen Ort nicht alle Aufgabenbereiche präsent, aber das Evangelium wird auf deutlich mehr und breiteren Wegen kommuniziert als im bisherigen parochialen Modell zumeist üblich. Dabei darf und soll sowohl vor Ort als auch im Blick auf die Region entschieden werden, welche Aufgabenbereiche eine Gemeinde erfüllt, also welche Kommunikationswege des Evangeliums hier gebraucht werden, was gerade den sehr unterschiedlichen städtischen Räumen entgegenkommt: Familien- oder Singlearbeit wird dort angeboten, wo die entsprechenden Menschen leben, Kirchenmusik wird vorzugsweise an einer Kirche mit guter Orgel und intensiver Chorarbeit angesiedelt und diakonische Arbeit wird in Stadtteilen mit größeren sozialen Problemen zum Schwerpunkt gemacht. Der Entscheidungsprozess darüber sollte die Haupt- und Ehrenamtlichen an den kirchlichen Orten beteiligen, gleichzeitig jedoch Absprachen und Koordination der Aufgaben in einer Region und vermutlich auch in einem Kirchenkreis einschließen. Wichtig dabei ist die theologische Dimension als Grundlage für die Entscheidung, wie viel Jugendarbeit, Diakonische Arbeit, Bildungsarbeit etc. eine Region oder ein Kirchenkreis angesichts der vorhandenen Ressourcen haben soll – mit einer inhaltlichen Entscheidung, für welche Arbeitsbereiche die Kirche ihr Geld und ihre Mitarbeitenden eigentlich einsetzt.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht. Allerdings mussten für gezielte Angebote wie z. B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder Angebote für Alleinerziehende bislang häufig noch weitere Wege auf sich genommen werden. Vor allem aber wurde mit der bisher dominanten Parochialstruktur signalisiert, dass die Angebote woanders nicht für die Menschen in der „eigenen“ Gemeinde gedacht sind. Hier stößt das Modell einen Prozess des Umdenkens an, der in der Tradition des Pfarrzwanges und der jahrhundertelangen Ausrichtung auf territoriale Gemeindegrenzen sicherlich einige Zeit brauchen wird, mir aber durchaus möglich und vor allem sinnvoll erscheint. Diejenigen, die dies nicht wollen und die Kirche vor Ort suchen, haben im vereinskirchlichen Bereich die Möglichkeit, sich an der Kirche in der Nähe des Wohnortes zu orientieren und dort Passendes zu finden, denn der vereinskirchliche Bereich ist ja gerade auf Menschen im Nahbereich ausgerichtet.

### 4.3 Gottesdienste und Kasualien

An jedem kirchlichen Ort gibt es ein gottesdienstliches Leben, auch an kirchlichen Orten wie einem Diakonischen Werk, wo dies bisher nicht der Fall war. Es besteht prinzipiell die Möglichkeit, den Gottesdiensten je nach Aufgabenbereichen an dem kirchlichen Ort einen unterschiedlichen Charakter zu geben und diese zu unterschiedlichen Zeiten stattfinden zu lassen.

Amtshandlungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich, was gerade für diejenigen, denen die kirchliche Ortsanbindung wichtig ist, zentral sein dürfte. Für diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Kasualien als eigenen Arbeitsbereich inne.

### 4.4 Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die Öffentlichkeitsarbeit – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit. Sie informiert darüber, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Sie leistet auch persönliche Beratung für Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, nach Kasualien und vielem mehr. Über den Informationswert hinaus signalisiert die Kirche damit: Ihr müsst nicht schon „Insider“ sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

### 4.5 Chancen des Modells

Ein Vorteil des Modells dürfte darin liegen, dass es eine formale Klarheit mit inhaltlicher Flexibilität verbindet – indem zum Beispiel Arbeitsbereiche anders gewichtet werden oder der vereinskirchliche Bereich mehr oder weniger Bedeutung erhält. Die Flexibilität gilt aber auch finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss. Vor allem aber bieten diese Überlegungen die Chance, dass Menschen an der Kommunikation des Evangeliums teilhaben können, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben, und dass Kirche auf diesem Wege sich noch stärker in das Gemeinwesen integrieren kann.



## Literatur

- Bülck, Walter, *Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation*, Tübingen 1926.
- Hauschildt, Eberhard / Pohl-Patalong, Uta, *Kirche* (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2013.
- Huber, Wolfgang / Friedrich, Johannes / Steinacker, Peter, *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2006.
- Karle, Isolde, *Kirche im Reformstress*, Gütersloh 2010.
- Lange, Ernst, *Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit*, in: Ders., *Predigen als Beruf*, Aufsätze (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976.
- Löwe, Frank W., *Das Problem der Citykirchen unter dem Aspekt der urbanen Gemeindestruktur. Eine praktisch-theologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung von Berlin*, Reihe: Ästhetik – Theologie – Liturgik, Band 10, Münster 1999.
- Luther, Martin, *Wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament* (1525), in: Nachfolger von Hermann Böhlau (Hg.): *D. Martin Luthers Werke* (WA Bd.18), Weimar 1908, 37–214.
- Markschies, Christoph, *Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums* (Europäische Geschichte), Frankfurt a.M. 1997.
- Nauck, Irmgard, *Die Kirche der Stelle in Hamburg-Altona. Die Profilkirche innerhalb der Gemeinde*, in: *PrTh* 48 (2013), 15–18
- Pohl-Patalong, Uta, *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell*, Göttingen 2003.
- , *Kirche bei neuen Gelegenheiten*, in: Kunz, Ralph / Schlag, Thomas (Hg.), *Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung*, Neukirchen-Vluyn 2014, 198–207
- Rebenstorf, Hilke / Ahrens, Petra-Angela / Wegner, Gerhard, *Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer*, Leipzig 2015.
- Roloff, Jürgen, *Die Kirche im neuen Testament* (Grundrisse zum Neuen Testament. Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe Bd. 10), Göttingen 1993.
- Sulze, Emil, *Die evangelische Gemeinde*, Gotha 1891/Leipzig 1912.